

13 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1896
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet.

(Schluß.)

Eines Morgens schickte der Chefredakteur des „Bourdon" sich eben an, auszugehen, als man ihm meldete, daß Herr Durieu dringend darauf bestehe, ihn zu sprechen. Dieser Besuch bereitete ihm durchaus kein Vergnügen. Durieu rief die Zeit des harten Anfanges in ihm wach; er mußte, wenn er ihn sah, oder von ihm hörte, unwillkürlich an jene Tage denken, in denen seine Hilfe ihm sehr nützlich gewesen. Im Anfang, da ihm noch daran gelegen war, die Leute von seiner Ehrenhaftigkeit zu überzeugen, hatte er einer legalen Rehabilitierung bedurft; er war mit Durieu seit langer Zeit bekannt, ihre wechselseitigen Familien waren eng verbunden, und er scheute weder Bitten noch schöne Worte, um die Journalisten aus der Provinz zu bestimmen, ihm nach Paris zu folgen und sich an seinem Unternehmen zu beteiligen. Die Stellung Durieus in den maßgebenden Kreisen der Metropole war bald seinem Werte und seiner Bedeutung entsprechend, seine gerade Ehrlichkeit, sein stolzer, unabhängiger Sinn ebenso sehr wie sein Talent hatten ihm alsbald eine hervorragende gesellschaftliche Stellung gesichert und nicht wenig dazu beigetragen, den „Bourdon" zu heben. Da er keinen persönlichen Ehrgeiz besaß, weder auf einen Platz in der Deputiertenkammer, noch auf Vermögen oder auf Coulissenerfolge rechnete, hatte Durieu seinen Weg als Philosoph weiter fortgesetzt, war er bald von anderen zur Seite geschoben worden, lächelte er verächtlich über das Stoßen und Drängen um ihn her.

Als Durieu eintrat, fuhr Combes-Vilaret eben mit der Hand glättend über seinen Cylinder; er nickte Durieu kaum zu und rief, ohne auf seine Anrede zu warten, lebhaft: „Trostlos", mein Bester, gerade-zu trostlos! Aber die Redaktion ist überfüllt, ich denke sogar daran, den Stand der Herren zu vermindern."

„Wer redet denn von der Zeitung? Wenn Sie glauben, daß ich hieher komme, um mit dem Chefredakteur des „Bourdon" zu sprechen, so irren Sie, mein Bester."

Durieu hatte Combes-Vilaret stets mit außergewöhnlicher Kaltblütigkeit und mit sehr wenig Umständen behandelt; dieser, der jetzt daran gewohnt war, sich von Lakaien umgeben zu sehen, die angstvoll seiner Befehle harrten und stets die höchste Ehrfurcht ihm gegenüber an den Tag legten, zuckte merklich zusammen, denn er fühlte die Mißachtung, welche in Durieus ganzem Wesen so deutlich zu Tage trat, die sich sogar in dem Klange seiner Stimme unleugbar verriet.

„Gestatten Sie mir, lieber Freund, zu bemerken, daß ich es höchst eilig habe."

„Ich halte Sie nicht lange auf, sondern will nur wissen, wo Frau Devrilliers ist?"

„Ah, Teufel, was geht das Sie an? Um was bekümmern Sie sich denn eigentlich?"

„Um sehr ernste Dinge; ihre Schwägerin hat ihr telegraphiert und keine Antwort erhalten; da sie nun meine Adresse kannte, sendete sie auch mir eine Drahtnachricht; das Kind, der kleine Eduard, liegt im Sterben, ist vielleicht schon tot."

Combes-Vilaret erblaßte denn doch ein wenig; er verabscheute Kinder, welche überall im Hause im Wege sind und stets Lärm schlagen, aber im Grunde genommen war der Kleine ja doch sein Fleisch und Blut. Ohne ein Wort zu sprechen, klingelte er.

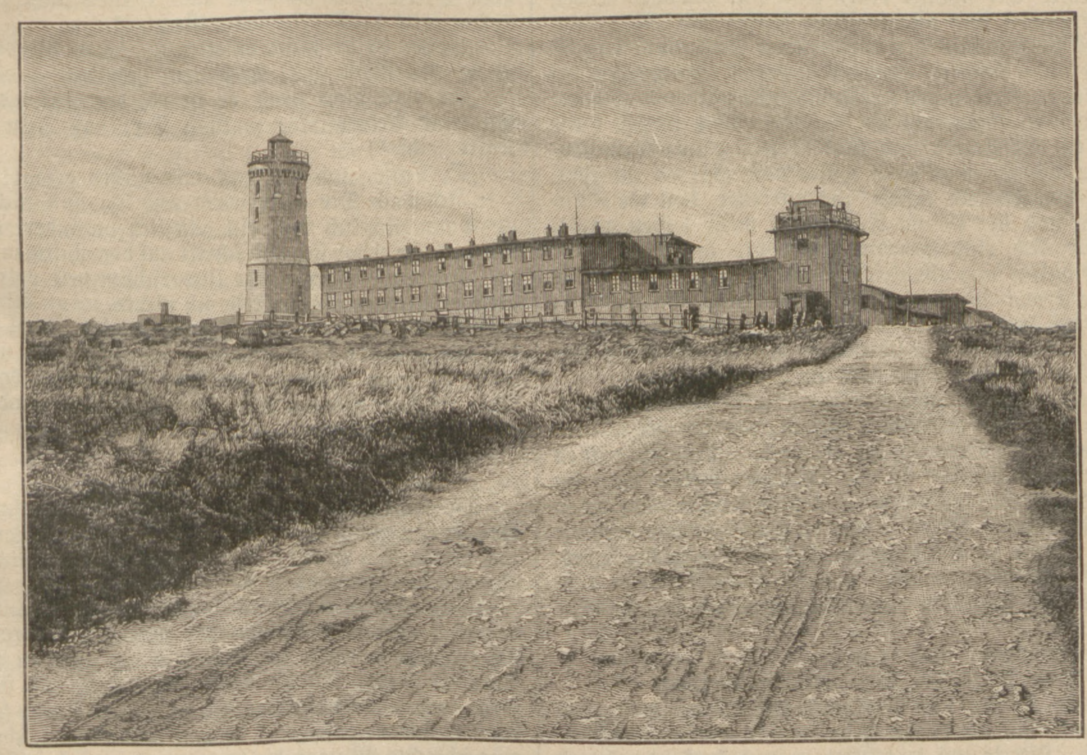
„Hat Frau Devrilliers ihre Korrespondenz nicht abholen lassen?"

„Nein, gnädiger Herr!"

„Nun, dann bringen Sie mir dieselbe."

Der Diener brachte mehrere Briefe und ein paar Modejournale, auch eine Depesche — es war diejenige, welche Luise Devrilliers angsterfüllten Herzens abgesendet. Combes-Vilaret wendete sich nun an Durieu und sprach in gänzlich verändertem Tone: „Ich weiß nicht, wo sie ist; wir haben bezüglich des Niederganges der „Diana" eine ziemlich heftige Scene zusammen gehabt; ich dachte, ihr durch einen abfälligen Artikel, welcher in meinem Blatte enthalten war, Freude zu bereiten — aber von einer Frau darf man eben keine Logik verlangen. Sie wird bei ihrem Gatten sein; ich dachte anfangs, sie wolle mich nur erschrecken und werde rasch genug in ein Heim zurückkehren, dessen Wert sie wohl zu schätzen weiß; aber sie hat Temperament, meine Frau Tochter!"

„Frau Devrilliers ist nicht bei ihrem Gatten. — Ich rase seit zwei Stunden in ganz Paris umher, um Devrilliers Aufenthaltsort zu entdecken; endlich ist es mir gelungen, zu erfahren, daß er sich in Tours aufhält, wohin ich ihm eine Depesche gesendet habe; man teilte mir aber auch mit, daß er dort allein sei. Was seine Frau betrifft, so habe ich mir schon den Kopf zerbrochen, wo ich sie finden könnte — wo sie sich verborgen hält, denn daß sie



Das neue meteorologische Observatorium auf dem Brocken. (Mit Text.)

sich von Ihnen losgesagt habe, das wußte ich. Hat sie in Paris oder in dessen Umgebung eine intime Freundin?“

In diesem Augenblicke kehrte der Diener triumphierend in das Gemach zurück.

„Gnädiger Herr, Fräulein Justine hat soeben die Briefe ihrer Herrin abgeholt; unter einem Vorwande wußte ich sie festzuhalten, denn sie weigert sich, irgend eine Auskunft zu geben; ich glaubte, damit das Rechte zu thun.“

Fünf Minuten später hob Durieu das Kammerkätzchen in den Wagen und stieg ebenfalls ein; anfangs verharrte das Mädchen in eigensinnigem Schweigen, als sie aber erfuhr, daß es sich um das Kind handle, gab sie die Adresse eines kleinen Hotels im Quartier Latin an und erzählte, die gnädige Frau habe so wenig Geld mit sich genommen, daß man schon soweit gekommen sei, Schmuckgegenstände zu verkaufen.

17.

Sie kamen beide zu spät, der kleine Eduard war bereits tot. In der traurigen Stille des Erdgeschosses bewachte Luise Devrilliers ihren kleinen Neffen — sie hatte keine Thränen mehr, weil sie schon zu viel geweint; es dünkte ihr alles unmöglich, sie glaubte, daß sie ihn nicht für immer verloren haben könne. Noch vor drei Tagen hatte er an ihrer Seite gespielt, während sie, um ihm nur einiges Behagen zu verschaffen, Zahlen geschrieben und Geschäftsbriefe verfaßt hatte; in einer Ecke fand sie ein gebrochenes Spielzeug, welches man in dem hastigen Aufräumen der Vorhalle vergessen hatte, und dieses Spielzeug rührte sie dergestalt, daß sie in konvulsivisches Schluchzen ausbrach.

Wie schön er doch war in seinem ewigen Schlafe, der angebetete Knabe. Von Zeit zu Zeit beugte sich Luise nieder und drückte ihre Lippen gegen die eisig kalte Stirne, strich ihm mit dem Finger die Locken zurück, wie sie es wohl gethan, wenn es sich darum gehandelt, ihn zum Spaziergange schön zu machen.

„Mein kleiner Eduard, mein süßer Liebling!“ flüsterte sie mit zuckenden Lippen. „Erwache! Du schläfst ja nur, nicht wahr? Ja, es kann nur Schlaf sein, denn ich wäre unfähig, ohne Dich zu leben! Nein, nein, ich vermag es nicht!“

Sie hatte ihn so grenzenlos geliebt, den armen Kleinen, der von allen anderen grausam vernachlässigt worden; er gehörte ihr weit mehr an, als jener Georgette, welche es nicht verdiente, Mutter genannt zu werden. Er gehörte ihr auch weit mehr an, als jenem Camillo, der seit Monaten kein Lebenszeichen von sich gegeben und sich in gar keiner Weise um sein eigenes Kind bekümmert hatte.

Eduard war in der verflossenen Nacht gestorben; zwölf Stunden nach dem ersten abscheulichen Hustenanfalle, welcher die arme Luise so furchtbar erschreckt hatte. Am Abend vorher fühlte er sich ganz wohl und nichts ließ die entsetzliche Katastrophe nur im allerentferntesten ahnen. Luise begriff bei dem ersten Anfall sofort die Gefahr, sie sah ein, daß man die Zeit nicht mit unnützen Klagen vergeuden konnte — sie bewahrte sich während des ganzen entsetzlichen Dramas, das allerdings nur so kurze Zeit währte, ihre volle Geistesfrische und Thatkraft. Sie schaffte einen Arzt aus Limoges herbei, telegraphierte den Eltern und pflegte ihren Neffen mit einer Hingebung und einem Verständnis der furchtbaren Situation, daß sie auch nicht eine Sekunde lang ins Schwanken geriet. Man nahm bei dem armen, röchelnden Kleinen den Kehlkopfschnitt vor, und es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob derselbe nützen könne. Luise begriff jede Weisung des Arztes und kam derselben aufs Gewissenhafteste nach; zum Weinen war auch später noch Zeit — alle Zeit.

Als der Arzt, von Mitleid erfaßt, ihr mitteilte, daß die Katastrophe eingetreten und ihr kleiner Neffe nicht mehr leiden werde, starrte sie mit förmlich entgeistertem Ausdrucke auf das kleine Antlitz, welches plötzlich so wachsbleich geworden war, legte sie die Hand mechanisch auf den langsam erkaltenden Körper des Kindes; jetzt erst verstand sie, was der Arzt ihr gesagt; Eduard bedurfte ihrer nicht mehr. Bevor der erschrockene Doktor ihr hätte beispringen können, fiel sie der Länge nach zu Boden.

Die Ohnmacht hatte nicht lange gewährt. Luise sendete die mitleidigen Nachbarn fort, die gekommen waren, um ihr beizustehen und in dem kleinen Hause Ordnung zu machen — sie wollte alles übrige selbst thun; man brachte ihr die Blumen, welche man im Dorfe gefunden; die Kinder pflückten im Walde weißen und roten Schlehdorn und sie ordnete alles, so gut es ging, zündete auch die Wachskerzen an, welche zu Häupten der kleinen Leiche brannten. Dann, als nichts mehr zu thun war, gab sie ihren Thränen endlich freien Lauf, weinte sie gleich einer Verzweifelten, bis sie keine Thränen mehr hatte.

Die Eltern kamen immer noch nicht.

Am folgenden Tage sollte das Kind beerdigt werden.

Es war spät, als Durieu und Georgette endlich ankamen; von der Thürschwelle aus sah die junge Frau das inmitten von Blumen liegende Kind, stürzte auf das Bett zu und sank schluchzend in die Kniee. Luise trat ein wenig zur Seite, um ihr Platz zu machen, sprach aber kein Wort. Ah, sie hatte ja nur die Empfindung, als ob jene ihr den kleinen Toten stehle. Durch den tragischen Ausdruck jener Züge erschreckt, welche er so friedlich und sanft gekannt, trat Durieu auf sie zu und faßte nach ihren beiden Händen; er vergaß alles Ceremonielle, sein ganzes Herz schlug jenem armen Geschöpfe entgegen, dessen Leben er kannte, dessen Qualen er erriet, wenn Luise dieselben auch nicht aussprach.

„Luise, meine arme Luise!“

Das Mädchen blickte ihn an und sah, daß er sie beklage, daß er sie verstehe; aber sie antwortete ihm nun, indem sie ihren eigenen Gedanken Ausdruck verlieh und, auf Georgette weisend, leise flüsterte: „Sie weint — mein Gott, wie glücklich sie ist, weinen zu können; ich habe längst keine Thränen mehr.“

Camillo kam kurze Zeit darauf ebenfalls an; wortlos umarmte er seine Schwester und verneigte sich vor seiner Frau, die, von nervösem Schluchzen geschüttelt, ihn kaum zu beachten schien; er war traurig, niedergeschlagen und blickte seinen Knaben, den er nicht zu lieben verstanden und der nun gestorben war, unverwandt an.

Das Leben, welches sich für ihn so schön aufgethan, er hatte es selbst zerstört und konnte nur sich allein alle Schuld beimessen. Zum ersten Male sah er angesichts der wachsbleichen Züge des kleinen Kindes die Wirklichkeit vor sich, verstand er sein bisheriges, verfehltes Leben — klagte er sich an. In der beschränkten Landwohnung, in welcher er sich befand, fühlte man die Armut, die Not. Es war ihm zum ersten Male in seinem Leben geschehen, daß seine Schwester seinen Kuß nicht erwidert hatte, in dem hingebenden Schmerze Georgettens, die um ihren Sohn weinte, die, er erriet es nur zu wohl, auch anderes beklagte, sah er eine Anschuldigung, und angesichts des toten Knaben der unleugbaren Beweise der Schuld neigte er besiegt das Haupt. Inmitten der tiefen Stille, welche nur durch Georgettens Klagelaute zuweilen unterbrochen wurde, stieß plötzlich jemand die Thür heftig auf; Perdriel trat ein und blieb einen Augenblick zögernd stehen, bald aber schritt er vor.

„Entschuldigen Sie, aber Geschäft bleibt Geschäft, es sind sehr dringende Bestellungen gekommen, Fräulein Luise, und Sie müssen gleich auf dieselben antworten!“

Camillo hatte sich bei dem barschen Klang der Stimme seines früheren Arbeiters jäh umgewendet; er vermochte sich den befehlenden Ton desselben nicht zu erklären.

„Was hat das alles zu bedeuten, Perdriel? Wie dürfen Sie es wagen, in solchem Augenblicke so mit meiner Schwester zu sprechen?“

„Der Moment mag nicht richtig gewählt sein, aber der Abendeilzug wartet nicht, bis man die Zeit gehabt, die Augen zu trocknen. Ihre Schwester, Herr Camillo, ist mein Buchhalter, ich bezahle sie für ihre Arbeit, und sie kann sich rühmen, besser bezahlt zu sein, als irgend einer meiner anderen Bediensteten; sie arbeitet bei sich zu Hause, gleich einer Dame; ich komme selbst hieher, ihr meine Instruktionen zu erteilen, und sie braucht mein Bureau nie zu betreten, selbst dann nicht, wenn sie ihren Gehalt erhebt; so lange der Kleine krank war, habe ich sie niemals gestört, aber diese Briefe sind zu eilig und können nicht länger warten, das Leben tritt wieder in seine Rechte!“

„Luise, es ist nicht möglich — jener Windbeutel lügt, er thut groß, Du stehst nicht in seinen Diensten — es kann nicht sein!“

„Er thut nicht groß, er ist es, der jetzt hier der Herr, und ich bin seine Bedienstete; wolltest Du, daß Dein Sohn Hunger und Kälte leide?“

„O, Luise, und Du hast mir nichts gesagt!“

„Ich habe Dir geschrieben und Du hast nichts geantwortet.“

Dann plötzlich trat ein gänzlich veränderter Ausdruck in ihre Mienen, sie erhob sich und schritt auf den einstigen Geschäftsführer zu.

„Ich habe Ihre ganze Unverschämtheit ertragen, ich habe dergleichen gethan, als verstehe ich nichts, wenn Sie mich zu demütigen versuchten; ich habe das Haupt geneigt, weil ich meinem Neffen den Wohlstand sichern wollte — jetzt ist er tot und ich brauche nur mehr an mich selbst zu denken. Es ist alles vorbei! Nehmen Sie Ihre Bücher, nehmen Sie Ihre Briefe mit und lassen Sie sich hier nimmermehr blicken.“

„Aber ich habe das Recht . . .“

„Hinaus, sage ich Ihnen!“

Sie war furchtbar anzusehen, ihre Augen nahmen sich in dem bleichen Antlitz gleich glühenden Kohlen aus und Perdriel wich langsam und erschrocken zurück; er war unfähig, den Blick von jenem Gesicht abzuwenden, welches er heute zum ersten Male zu sehen glaubte.

Luise zitterte vor Zorn und Erregung. Camillo war beschämt in den Hintergrund des Gemaches getreten, Georgette hingegen hatte sich erhoben und war der ganzen Scene mit den Blicken gefolgt. Als Perdriel hinter sich die Thür geschlossen, gab sie sich dem Impulse ihrer mehr oberflächlichen als schlechten Natur hin und warf sich in Luisens Arme: „Verzeih', ich war wahnsinnig, schuldbeladen; ich war eine schlechte Mutter, die immer nur an sich selbst gedacht hat. Verzeih'! O sage, daß Du mir verzeihst, Luise, liebes, gutes Schwesterchen!“

Als er die Bezeichnung „Schwesterchen" von den Lippen seiner Frau vernahm, faßte Camillo Mut und trat von neuem vor. Alle Härte war aus Luisens Antlitz gewichen, sie sah nur furchtbar müde und erschöpft aus; hatte sie keine Thräne mehr, so war doch auch der Zorn dahingeschwunden. Wenn man sein Leben lang nur an andere gedacht, so entwöhnt man sich dessen ebensowenig, wie man die Selbstsucht verleugnen kann, wenn diese in der Seele Wurzel geschlagen; sie blickte die beiden jungen Gatten an, sie sah hinüber nach dem kleinen Eduard mit dem sanften, friedlichen Gesicht, und alle bösen Streitigkeiten, alles von jenen verdiente Leid, alle Fehltritte, welche sie begangen, wichen mit einem Male weit, weit zurück — in solche Ferne, daß man nur mehr die schmerzlichen, des Mitleids werten Seiten sah.

„Höre mich an, Georgette, höre mich an, Camillo. Ich habe durch euch gelitten, viel gelitten, mehr, als ihr jemals wissen werdet — ihr habt eine Schuld gegen mich zu sühnen, seht ihr das ein?"

„Ach, Du meine arme Luise, wenn man Geschehenes wieder gut machen könnte, wenn sich das Leben von neuem anfangen ließe!"

„Nichts läßt sich von neuem anfangen, aber zuweilen kann man stattgehabte Ereignisse verbessern, und ich bitte euch, dies zu thun!"

„Ich schwöre Dir, Luise," rief Georgette, „daß ich alles thun will, was Du mir zu thun heißest!"

„Dieses Kind hier, mein armer, kleiner Eduard, war während seines traurigen Daseins kein Bindeglied zwischen euch — er möge es im Tode werden und euch so Segen bringen. In seinem Namen und in dem meinen sage ich euch — verzeiht und vergeßt. Liebt euch von neuem. Ich schwöre euch, daß es möglich ist und daß darin eure einzige Hoffnung besteht; nur so könnt ihr ein würdiges, ein ehrenvolles Leben führen. Aber so umarmt euch doch!"

Scheinbar zögernd hob Georgette das Haupt empor, dann breitete sie mit einem Schrei die Arme aus.

„Ach, mein Camillo, mein angebeteter Camillo! Als ich sah, daß Du leidest, da hab' ich Dir verziehen, ja, von ganzer Seele verziehen, Du bist mein Gatte, Du gehörst mir an und ich bleibe mit Dir vereint."

* * *

Die Beerdigung des armen Kleinen fand am folgenden Morgen und in tiefster Trauer statt; der Friedhof war von Luisens Garten nur durch eine Mauer getrennt, Eduard blieb also in ihrer nächsten Nähe; die Leute des Ortes, welche man von der Beerdigungsstunde gar nicht in Kenntnis gesetzt, strömten doch in Menge herbei. Die Kirche war überfüllt, die Leute weinten, als sie das „Fabrikfräulein", wie man Luise noch immer nannte, bleich und starr in ihrem thränenlosen Schmerze vor sich sahen; man beklagte sie innigst. Ihre mit Stolz getragene Armut, ihre Vereinsamung, ihre Güte gegen alle, welche unglücklicher waren als sie selbst, machte, daß man sie mehr noch bewunderte und beklagte.

Aber es gab auch noch einen anderen Beweggrund, welcher die Neugierigen von St. Lucas herbeigeführt; so klein und bescheiden das Nest auch war, man las in demselben doch auch die Zeitung; man war stolz, in dieser häufig den Namen Camillo Devilliers zu finden, die Frau des Bürgermeisters hatte sogar einige seiner Schriften gelesen. Ist man auch in seiner Heimat niemals ein Prophet, so wird man doch zum Gegenstande allgemeinen Interesses. Die Erfolge Camillos waren oftmals besprochen worden, er besaß unter den jungen Leuten des Landes viele Bewunderer und nur die älteren, ernsten Männer urteilten strenge über ihn; die vollständige Niederlage der „Diana" gereichte diesen zu besonderer Genugthuung, da sie ihnen recht zu geben schien. Was in St. Lucas weit mehr interessierte, als Camillos litterarische Erfolge oder Mißerfolge, das war sein Privatleben; von der Schwester konnte man über dieses nichts erfahren, denn sie gestattete in ihrer Gegenwart nicht die geringste Bemerkung, aber man brauchte sie nur anzusehen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sie ihren Hunger nie stillte und nie einen Heller beiseite legen konnte. Arbeitete sie nicht für den neuen Fabrikherrn, nur um den Kleinen nähren zu können — und war das nicht eine Schande, da doch ihr Bruder Tausende verdiente, gleich einem Prinzen lebte.

Die alten Weiber des Ortes starrten denn auch, nachdem sie dem Schmerze durch ihre Thränen entsprechenden Tribut gezahlt, den schönen Schriftsteller unverwandt an, sie fanden, daß er vortrefflich zu der jungen Frau passe, welche man jetzt zum ersten Male zu Gesicht bekam.

Aber die Neugierde machte anderen Empfindungen Platz, als die kleine, so leichte Bahre auf den Friedhof getragen wurde.

Der Winter war rauh gewesen, aber an diesem Februartag zeigte sich die Sonne endlich — man fühlte in der plötzlich milder gewordenen Luft ein Frühlingsahnen. In dem Augenblicke, in welchem der Priester seine trostreichen Gebete vor dem offenen Grabe las, sang ein Zeisig auf einem benachbarten Baum fröhlich sein Morgenlied. Luise kannte denselben schon lange; jeden Frühling hatte er ihr hoffnungsfreudige Lieder gesungen, die sich als Lug und Trug erwiesen. Welcher Hohn lag nicht in dem fröhlichen Gezwitscher des Vogels, das in dem Augenblicke erscholl, in welchem der arme, kleine Eduard für immer aus dem Gesichtskreise der armen Luise verschwinden sollte.

Der Sarg stieß mit dumpfem Klang an die Grabwand an; langsam wurde er an Stricken niedergelassen — mit weit aufgerissenen Augen sah Luise zu; plötzlich aber schrie sie fassungslos gleich einer Irren laut auf: „Nein, nein, ich will nicht — ich will nicht!"

Man mußte sie mühsam zurückhalten; sie wußte kaum, was um sie her vorgehe; es war ihr ganz einerlei, ob man die wilde Verzweiflung ihres Schmerzes sehe oder nicht; der Trost, welchen man ihr zu bieten bestrebt war, brachte sie außer Fassung; die Thränen dieser Leute, welche auf dem Heimwege doch ganz ruhig von nebensächlichen, ganz gleichgültigen Dingen sprechen würden, dünkten ihr eine Injurie — sie wollte ihre Teilnahme nicht. Sie wollte allein sein, allein mit ihrem Schmerze, da nur sie das Recht besaß, dieses Kind, welches eigentlich das ihre gewesen war, zu beweinen.

Camillo und Georgette vergossen ebenfalls heiße Thränen, aber sie traten einander durch dieselben näher, sie reichten sich voll Innigkeit die Hände. Ja, jene beiden würden sich sehr leicht trösten, während sie, die sie mit jenem kleinen Geschöpfe alle Freudigkeit und allen Lebensmut verlor, nicht wußte, was sie anfangen solle.

Sie war müde, entsetzlich müde — müde des Wohlthuns, entmutigt von dem Leben, das ihr ein schwer zu lösendes Rätsel erschien, ein aus Ungerechtigkeit zusammengesetztes Ding, in welchem man eigentlich nur an sich selbst denken sollte, da der Gedanke an andere, die Aufopferung für andere oftmals schlecht gelohnt wird. Luise machte eine gefährliche Krise durch.

Man führte sie nach dem kleinen weißen Hause zurück, aber bald war sie wieder auf dem Friedhof, wo sie sich neben dem frisch aufgeworfenen Grabhügel gar so einsam fühlte. Der Dorffriedhof, welcher die hübsche, alte, gothische Kirche mit ihrem schadhaften Türmchen umgab, das von Epheu umrankt war, hatte eine hübsche Lage; er war von einer halbhohen Mauer umgeben; in einer Ecke des kleinen Gottesackers befanden sich hohe, alte Bäume, welche dieselbe beschatteten. Die Gräber im allgemeinen waren meistens von schwarzen Kreuzen geschmückt, nur zuweilen sah man ein weißes Steinmonument; auf einem derselben las man den Namen, welchen der Großvater des kleinen Eduard getragen. Luise saß neben dem neuen Grabhügel auf einem umgefallenen Stein.

Der Lärm der Fabrik klang nur gedämpft herüber, das Geräusch der Straße erstarb in der Ferne; aus der Tiefe herauf scholl das Rauschen des Flüßchens, an dessen Ufer sie so häufig mit dem kleinen Eduard gegangen; sie sah das dürre Laubwerk der Bäume, unter denen sie mehr denn einmal mit ihrem Liebling gesessen, sich von dem wolkenlos klaren Himmel abheben — trotz des warmen Sonnenscheins war die Luft noch kalt und winterlich und Luise hüllte sich noch fester in ihren schwarzen Shawl ein, dachte aber trotzdem noch nicht daran, sich zu entfernen. Die absolute Ruhe, die kaum unterbrochene Stille thaten ihr wohl. Mit einem Male aber fühlte sie, daß sie nicht mehr allein sei — Durien stand an ihrer Seite und seine Augen drückten zärtliches Mitleid aus. Luise ließ es geschehen, daß er an ihrer Seite auf dem umgefallenen Grabstein Platz nahm.

„Ich leiste ihm Gesellschaft; er mochte das Alleinsein nie leiden, mein armer Liebling!"

Durien störte sie nicht; sein Schmerz war ein so diskreter, ein so sanft zum Ausdruck kommender. Sie entsann sich mit einem Male, daß der Journalist es gewesen, welcher ganz natürlich, als ob sich dies gehöre, alle Schritte auf sich genommen, die der Tod bedingt — selbst der Tod eines kleinen Kindes.

„Sie waren sehr gütig gegen mich und ich habe Ihnen dafür nicht einmal gedankt!" sprach sie, zu ihm gewendet.

„Sie würden mir durch Ihren Dank wehe gethan haben; mein Glück besteht darin, Ihnen in irgend einer Weise nützlich zu sein!"

„Ah!"

Sie blickte ihn überrascht an, war sie es doch so gar nicht gewöhnt, im Leben der anderen irgend etwas zu gelten.

„Woran haben Sie so beharrlich gedacht, als ich kam, um Ihren Ideengang zu stören?"

„Wenn Sie wollen, so bin ich bereit, es Ihnen zu sagen, umsomehr, als es mich erleichtern wird; nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie kein Interesse dafür empfinden dürften."

„Versuchen Sie es immerhin."

„Mir war es, als ob ich mein ganzes Leben wieder vor mir sähe, vorzüglich jenes, welches ich in den letzten zehn Jahren geführt, und unwillkürlich stellte ich mir die Frage, ob denn nicht jedes menschliche Geschöpf, wenn es zur Welt komme, Anspruch auf etwas Glück habe, wie es doch auch Anspruch auf den Sonnenschein, auf die Luft, auf die Wärme der schönen Tage besitzt. Begeht ein Menschenkind eine lobenswerte Handlung, wenn es sein Glücksteil an andere abtritt, oder verübt es damit einen Gewaltakt gegen das Gleichgewicht der Dinge, ohne denjenigen, für welche es sich opfert,

den entsprechenden Nutzen zu bringen? Das war die Frage, welche ich mir stellte, können Sie mir auf dieselbe Antwort geben?"

„Das Opfer gewährt demjenigen, der es bringt, stets Vorteil, wenn es auch an dem anderen nutzlos abprallen mag; es macht die Menschen besser, giebt der Natur eine Tiefe, einen Edelmut, welcher ihr bis nun fremd gewesen; vergleichen Sie sich mit dem, was Sie gewesen und Sie werden meiner Ansicht beipflichten."

„Ich weiß nichts davon! Seit dem Tode meines kleinen Eduard bin ich viel mehr geneigt, mich heftig und verbittert gegen das Schicksal aufzulehnen. Ich war ja zu leiden bereit, aber ich bedurfte denn doch ein Etwas, welches mir das Herz erwärmt, ein Lebensziel, kurzum, einen Grund, um zu leben. Ich habe allen Unglück gebracht, mit denen ich in Kontakt gekommen bin. Der Mann, welchen ich hätte heiraten sollen, führt ein elendes Dasein an der Seite einer Frau, welche er nicht liebt und die ebenfalls keine Neigung für ihn hegt; er hat arme, kränkliche Kinder gehabt, welche der Tod ihm entrissen.

„Mein Bruder," fuhr Luise fort, „durch mich an sinnlose Anbetung gewöhnt, hat geglaubt, er sei nur geboren, um von allen angebetet zu werden; er hat es natürlich gefunden, daß er alles erhielt, ohne dafür irgend etwas zu bieten; sein Weg war ihm vorgezeichnet, er führte zum Triumph, und wenig bekümmerte es ihn, ob er die heiligsten Pflichten, die Gefühle der anderen mit Füßen trat oder nicht. — Vielleicht, wenn ich von allem Anfange an unsere Rechte und Pflichten gleichmäßiger geteilt haben würde, würde die Welt ihn gelehrt haben, daß die Sonne nicht ausschließlich für ihn allein geschaffen sei; vielleicht hätte er dann seine Pflichten als Bruder, als Gatte, als Vater richtiger erfaßt. All dies habe ich mir seither oft gesagt, Herr Durieu, und deshalb habe ich mir, in der Stille, hier am Grabe seines toten Kindes eine Frage gestellt, auf welche ich keine Antwort finde."

Sie schwieg und zwar mit so verstörter Miene, daß Durieu nicht zu sprechen wagte; er fühlte, daß sie nicht alles gesagt. — Plötzlich rief sie, indem sie das Haupt stolz emporrichtete und einen scheuen Blick nach dem anstoßenden Gärtchen hinüberwarf, mit dumpfer Stimme: „Mein kleiner Toter hat wenigstens zu etwas genützt, ihm danke ich es, wenn ich die beiden versöhnt habe, wenn ich sie einander wieder zugeführt!"

„Und Sie haben damit recht gethan!"

„Aber wie sie geschaffen sein mögen, das soll ein anderer verstehen. Es war doch ihr Kind. Sie haben ihn beweint, ja, aber man sollte meinen, jener vorübergehende Schmerz habe die Wiederversöhnungsküsse nur süßer gemacht. Glauben Sie, daß, während sie jetzt aneinandergeschmiegt dastehen, es Eduard sei, von dem sie mit leiser Stimme reden? Nein, sie denken nicht daran, sondern befassen sich mit allen möglichen Zukunftsprojekten."

„Wenn dieselben aber, dank Ihrem Einflusse, Vorsätze eines würdigen, arbeitsamen, vernünftigen Lebens enthalten, in welchem ein liebevolles, harmonisches eheliches Einverständnis die Erinnerung an eine traurige Vergangenheit verdrängt..."

„Ach, wenn Sie wüßten, wie mir jetzt alles gleichgültig ist. Wie wenig befasse ich mich im Geiste mit ihrem Glück, mit ihrer Zärtlichkeit, mit ihrer Würde. Das sind Dinge, welche sie angehen; ich glaube, ich hätte mit meiner jetzigen Stimmung das Leben beginnen sollen. Alles, was ich heute von ihnen fordere, gipfelt in dem Wunsche, daß sie gleich abreisen und mich mit meinem Schmerze allein lassen mögen, welcher mir angehört und den keiner teilt. Ich habe zu viel gelitten, zu viel verziehen, ich bin am Ende meiner Kraft!"

Durieu erfaßte ihre beiden Hände und zwang sie, ihm in die Augen zu blicken; er sah in diesen starren, trockenen Sternen einen solchen Ausdruck der Verzweiflung, daß er davon tief gerührt war.

„Hören Sie mich an, meine arme Freundin; der erste Teil des Weges ist ein sehr harter gewesen, das will ich zugestehen, und Ihre Füße sind wund getreten von demselben; auch ich bin ein Besiegter des Lebens, ich habe aus demselben weder Glück noch Vorteil geschöpft; aber ich glaube an die Tugend, ich bete dieselbe an, da, wo ich sie finde, und ich möchte nicht, daß Sie in einem Augenblicke des Schmerzes an derselben verzweifeln. — Das Leben dürfte für uns beide noch immer nicht vollständig abgeschlossen sein; sind wir auch nicht mehr jung, so besitzen wir doch noch die volle Kraft unserer Jahre. Vereinigen wir unsere traurigen Lebenserfahrungen und glauben Sie mir, es wird aus denselben ein wirkliches, ein dauerhaftes Glück hervorgehen, welches von der einen Seite sich aus wahrer Anbetung, von der anderen aus aufrichtiger Achtung zusammengesetzt hat; indem wir einander geschrieben, haben wir uns aus der Ferne kennen gelernt, nicht wahr, Luise? Wenn Sie wüßten, wie ich bestrebt gewesen bin, zwischen Ihren Zeilen mehr als nur gute Kameradschaft, ruhige Freundschaft zu lesen. Wollen Sie mein Weib werden, Luise? Ich werde Sie so innig lieben!"



Die Katharinenkirche zu Oppenheim am Rhein. (Mit Text.)

„Ach, nur aus Mitleid begehren Sie nach mir?"

„Ich schwöre Ihnen, daß dieses nicht der Fall. Ich liebe Sie schon lange, nur hatte ich Ihnen so wenig zu bieten, und dann muß ich Ihnen gestehen, daß ich ein Träumer bin, der ewig die Dinge verschiebt, die gethan werden sollen — ich zögere, ich habe Furcht. Glauben Sie, daß Sie es je lernen könnten, mich zu lieben?"

„Eine meiner Besorgnisse, indem ich Ihnen schrieb, bestand darin, daß Sie meine Gefühle erraten könnten!"

So verlobten sich Durieu und Luise — ernst, sanft, zärtlich.

Sie blieben lange bei dem kleinen Grabe. Als sie sich endlich erhoben, um sich zu entfernen, wendete sich Luise an ihren Bräutigam und forschte beinahe angstvoll: „Sie werden mich nicht weit fortbringen von meinem Kinde!"

Durieu führte sie knapp an einen Felsrand und zeigte auf einen weißen Fleck, der sich drüben zwischen den kahlen Bäumen des jenseitigen Ufers am Waldessaume zeigte.

„Jenes Häuschen, das allerdings sehr einfach ist, gehört mir, seit ich meinen Prozeß gewonnen. Von unseren Fenstern aus werden wir die Kirche, den Friedhof, die alte Fabrik sehen; dort, meine Luise, wollen wir leben, wenn es Dir recht ist. Ich will dort eine große Arbeit vollenden, welche mich enthusiasmiert. Fern vom Kampfe, vor Not geschützt, begehren wir weder Luxus,

noch Ruhm und Lärm — wir wollen einander gegenseitig genügen. Wenn wir von Zeit zu Zeit nach Paris gehen, dann erbarmen und sagt uns, woraus das Glück geschaffen sei" — und Du, meine Geliebte, zweifle nicht länger; Du hast recht gehandelt, und die



Die Grablegung. Nach dem Gemälde von Daniele Crespi.

wir uns der armen, in fieberhafter Hast dahinlebenden Menschen — dann sagen wir ihnen: „Wenn ihr recht müde seid, so kommt Aufopferung, wenn sie auch nutzlos schien, bleibt immer eine edle That, ein göttlicher Funke, der sich auf die Erde verirrt."

Untergegangen.

Ein Lebensbild aus der Weltstadt. Von **Paul Bliß.**

(Nachdruck verboten.)

Ungefähr sieben Jahre ist es her, da traf ich ihn zum erstenmal; in meinem Stamm-Caféhaus wars. — An allen Abenden, die ich dort zubrachte, sah ich ihn dann wieder, — manchmal kam er erst so gegen Mitternacht.

Es war ein schöner Knabe, elf Jahre mochte er damals sein, aber für sein Alter sehr groß und stark, — und wenn er durch das dichtbesetzte Café ging, immer von einem Tisch zum andern, allerorten seine Blumen feilbietend, mit bittendem Blick und unschuldigem Lächeln, dann wurden alle Gäste aufmerksam, und jeder scherzte mit ihm, und lachte und schenkte ihm etwas, und im Umsehen waren oft seine Blumen verkauft.

Der Knabe interessierte mich gleich damals, als ich ihn zum erstenmal sah; — so jung noch und zart, und mußte schon allein in die Nacht hinaus, schutzlos und wehrlos — und darum folgte ich ihm einmal, als er eben wieder seinen Vorrat verkauft hatte und nach Hause gehen wollte.

Draußen in der ersten Querstraße holte ich ihn ein; ich rief ihn zu mir, liebevoll und milde, und nahm ihn bei der Hand.

Er ließ alles das geschehen, hatte nicht die geringste Furcht, ja, er war sogar freundlich, scherzte und lachte in einem fort und erzählte mir mit sorglos heiterer Miene, daß sein Vater früher eine große Kneipe gehabt hätte, o, sehr groß, und viele Kellner, und jeden Tag immer voller Gäste. Aber dann hätte der Vater angefangen zu trinken, erst merkte mans zwar noch nicht sehr, aber so nach und nach wurde es immer toller, bis es dann mit einmal zu Ende war. Ein Schlaganfall kam; aus wars. Dann wurde alles verkauft, heraus kam aber herzlich wenig, weil eine Unmenge Schulden da waren. Na, und nun gings bald mehr und mehr abwärts. Verwandte waren keine da, und die Bekannten zogen sich bald so nach und nach zurück, weil die Mutter mit niemand Frieden halten wollte. Und dann eines Tages kam die Not. Arbeiten konnte die Mutter nichts, mochte vielleicht auch nicht, war immer sehr bequem und that immer noch sehr nobel, trotzdem nichts zu essen da war. Aber singen konnte sie ganz famos, lauter lustige, tolle Lieder, — na, und das ernährte sie dann. Sie trat auf als Sängerin in Café chantants. —

Der Knabe lachte laut auf, und trällerte eine leichte Melodie, wie er sie von der Mutter gehört hatte.

Ich fragte ihn, ob er sich denn nicht fürchte, so allein umher zu gehen, und ob er nicht Not leide. Er aber lachte und sagte, daß er ja genug verdiene, manchen Tag fünf Mark und mehr, und das sei ja alles sein Geld, davon brauche er nichts abzugeben; die Mutter sorgte für sich, und er mußte allein für sich sorgen, — er sei ja groß und stark genug, und klug, auch er müsse sich allein durchschlagen — das hatte die Mutter gesagt.

So gingen wir eine Weile zusammen. Plötzlich stand er still, und deutete auf die Kirche, an der wir eben vorüberkamen.

„Ist das wahr, was mir früher mal meine alte Amme gesagt hat, daß die ungehorsamen Kinder nicht in den Himmel kommen?“ begann er.

„Ganz gewiß ist das wahr.“

„Und was geschieht mit den artigen, braven Kindern?“

„Aus braven Kindern werden gute Menschen, und den guten Menschen hat man immer gern, denen gehört der Himmel.“

Da sah er mich mit seinen großen schwarzen Augen glückstrahlend an, ließ seinen kleinen Korb auf den Arm rutschen, und reichte mir seine Hände; „dann will ich auch immer brav sein.“

Und ich beugte mich nieder zu ihm und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn, und streichelte ihm Haar und Backen.

„Ach, das ist schön,“ jubelte er glücklich, „zu Hause küßt mich niemand auf die Stirn.“ — Dann schmiegte er sich eng an mich, faßte meine Hände, hielt sie krampfhaft fest, und begann leise zu weinen, und sprach dabei immer leise, wie zu sich selbst: „Ich möchte auch ein braver Mensch sein.“

So gingen wir weiter. Ich überlegte, ob ich den kleinen Kerl irgendwo in eine Pension geben sollte, für seine Erziehung und Ausbildung zu sorgen, damit er nicht unterginge in diesem entsetzlichen Dasein, das er bisher hatte fristen müssen. Ja, der kleine Kerl mußte gerettet werden, ich beschloß, für ihn zu sorgen.

Da auf einmal drang ein schriller Ton an mein Ohr, noch einer, und noch einer, und dann hörte ich den widerlichen Gesang von heiseren Frauenstimmen und dazwischen rohes Auflachen von betrunkenen Männern.

Auch dem Knaben war das nicht entgangen. Er horchte gespannt auf. Da plötzlich stand er still, und über seine Züge, die eben noch milde und gütig waren, huschte nun ein aufflammendes Verstehen; unheimlich, fast dämonisch wild zuckte es aus den schwarzen Augen; starr sah er mich an, zerrte dann und zog an meiner Hand so lange, bis er frei war. Und nun rannte er nach dem Lokal, aus dessen geöffneten Fenstern der Gesang ertönte.

Ich wollte ihn halten, — vergebens.

Er stand schon vor dem Fenster und winkte mir zu.

Ich kam heran und sah durch die Fensterspalten in das Lokal, und ich sah unter all den Leuten da drinnen auch eine hagere Person im tief ausgeschnittenen roten Sammetkleid, mit übermäßig stark gepudertem Gesicht. — Ein ekelhaftes Bild.

„Das ist meine Mutter, — so, und nun adieu.“

Er reichte mir die Hand und wendete sich dem Eingang des Lokals zu. Vergebens versuchte ich ihn zurückzuhalten; ich erinnerte ihn an sein Versprechen von vorhin, alles umsonst — er war wie umgewandelt, war wie mit unsichtbaren Mächten hingezogen nach jener Stelle, woher der Lärm kam.

„Dort ist meine Mutter, dorthin gehöre auch ich.“

Damit riß er sich los und verschwand in dem Lokal.

— —

Seitdem sind sieben Jahre verflossen. Tag für Tag bin ich in das Café gegangen, habe oft die Nacht hindurch bis zum dämmernden Morgen dort gesessen, den Knaben aber habe ich seit jenem Abend nicht wiedergesehen. —

Da, eines Abends, ich sitze auf meinem gewöhnlichen Platz, lese mein Journal und kümmere mich um keinen Menschen, da höre ich mit einmal neben mir eine Stimme, die ich kenne. Ich schaue mich um. Er ist es, er, der schöne Knabe von jenem Abend. Aber aus dem Knaben ist ein schmucker, strammer Bursche geworden, hochgewachsen und schlank, kräftig und gesund. Er ist nach der neuesten Mode gekleidet und hat ein patentes, fesches Mädchen am Arm.

O, er ist ein ganz reizender Bursche geworden; man kann es dem Mädchen nicht verdenken, wenn sie sich in ihn vergafft hat.

Er kennt mich nicht wieder, er ist an mir vorbeigegangen und sitzt mir nun gegenüber — so kann ich ihn jetzt mustern.

Er ist nun ungefähr achtzehn Jahre. In der That, seine Figur und sein Aussehen ist schmuck für einen Jüngling seines Alters. Aber da, an der Hand, was ist das? Da blitzen ja Steine, echte Steine. — Himmel, da zuckt mir ein Gedanke durchs Hirn — er wird doch nicht — aber nein, warum auch gleich das Schlechteste immer vom Menschen denken — nein, nein — er hat vielleicht gewonnen in der Lotterie, oder sonst irgend was anderes, nur das eine, das Schreckliche, nur das nicht denken. Aber soviel ich mich wehre und sträube gegen diesen Gedanken, es ist umsonst, ich komme nicht mehr los davon. Denn je mehr ich den jungen Mann da vor mir anblicke, desto klarer wird es mir, daß seine Naivetät, seine Unschuld von damals fort ist und statt dessen liegt nun ein Zug von Frechheit und Cynismus, von roher Sinnenlust und wilder Leidenschaft auf dem Gesicht — ja, ja, ich täusche mich nicht, es ist Wahrheit, fürchterlich ernste Wahrheit: er war verdorben. — —

Da wird die Thür geöffnet und ein großer, starker Mann tritt ein, und kommt langsam näher, und späht sich um, mit ernstem Gesicht. Und plötzlich bleibt sein Blick haften auf meinem Gegenüber.

Dann tritt der Wirt des Lokals an den Mann heran, dieser flüstert ihm ein paar Worte ins Ohr, der Wirt schreckt zusammen und sieht sich um nach dem eleganten, jungen Herrn. Und der große, starke Mann beruhigt den erschreckten Wirt mit einem Blick und einer Handbewegung, dann geht er auf mein Gegenüber zu, spricht ihn an, leise, ohne Aufsehen zu erregen, holt dann eine gelbe Marke heraus, zeigt sie dem jungen Mann und fordert ihn auf, mitzukommen.

Auch dieser schreckt zusammen, wird todblaß und zittert am ganzen Körper, und aus den Augen zuckte es auf, als suchten sie noch eine letzte verzweifelte Rettung.

Aber der Große hat diesen Blick verstanden, schnell nimmt er den Arm des jungen Elegants in den seinen und nun verläßt er mit ihm, ohne Aufsehen zu erregen, das Lokal. — — —

Am nächsten Tage bringen die Zeitungen die Nachricht, daß man einen noch sehr jungen, aber sehr gefährlichen Hochstapler festgenommen hat, ebenso auch seine Mutter, die ihm Hehlerdienste geleistet.

So ist er denn also untergegangen im Strudel der Weltstadt.

Unterm Pantoffel stehen.

Ueber den Ursprung dieser Redensart berichtet der schwäbische Augustinermönch Benedikt Anselmus: „Papst und Kaiser hatten einmal vor Zeiten nach langen, blutigen Kämpfen Frieden geschlossen. Zur Feier des Ereignisses wurden Feste und Turniere angeordnet, zu welchen die Blüte der damaligen Ritterschaft geladen wurde. Jeder der Turnierenden sollte entweder des Papstes oder des Kaisers Farben am Helme tragen. Ein tapferer Ritter Polyphem, genannt „mit der eisernen Stirn“, weigerte sich, mit einem dieser Zeichen in die Schranken zu treten, er wolle, erklärte er seiner Frau, nur durch seine Thaten glänzen. — Vergebens flehte ihn Frau Beatrix an, ihretwegen eins der Zeichen anzulegen, und

brach, als er ihr diese Bitte abschlug, in Thränen aus und behauptete, er liebe sie nicht. — Der Ritter beteuerte das Gegenteil und erbot sich, seine Liebe im Kampfe mit scharfer Waffe gegen zwölf Ritter zu beweisen. Die Dame wollte davon nichts wissen. Sie ging in ihre Kemenate und ließ den Ritter vor der versperrten Thür stehen. In diesem Augenblick ertönten die Trompeten zum Beginn des Turniers. Halb bewußtlos ergriff der gewaltige Polyphem den kleinen, goldgestickten Pantoffel, den sein zürnendes Ehegespons in der Hast verloren hatte und steckte ihn auf seinen Helm. Die Herolde riefen ihm zu: „Stellst Du Dich unter den Krummstab des Papstes oder unter das Scepter des Kaisers?" — „Unter den Pantoffel!" lautete die Antwort. Aus dem Kampfspiel ging Polyphem als erster Sieger hervor. — Als ihm des Kaisers Schwester den Kampfpreis, eine von ihr mit Gold gestickte Schärpe über die Schulter hing, redete sie ihn an: „Herr Ritter, Ihr stellt Euch weder unter den Papst, noch unter den Kaiser, Ihr bedürfet niemandes Schutz; Euch vermag kein Mann zu überwinden, aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch!" Diese Worte wurden bald zum geflügelten Wort im Reich, und es zeigte sich mit einemmale, daß der Pantoffel mehr Unterthanen habe, als Krummstab und Scepter zusammen.

Emil König.

Palmsonntag.

Mildes, warmes Frühlingswetter!
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt
Auf den blutbesprengten Wegen
In den Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mär' vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein stehn mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

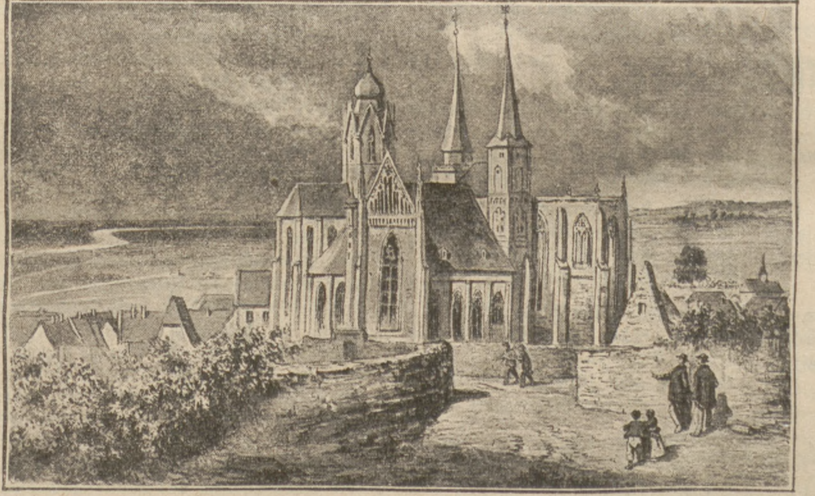
Max v. Schenkendorf.



Das neue meteorologische Observatorium auf dem Brocken. Ein Hauptziel der Meteorologie ist die Erkenntnis von dem Zusammenhang der allgemeinen Luftbewegung über der gesamten Erdoberfläche. Die Erreichung dieses Zieles ist nur möglich durch zahlreiche und gleichzeitige Beobachtungen auf Hochstationen. In der Errichtung solcher Stationen hat sich in letzter Zeit der bedeutende Fortschritt der Wetterkunde am deutlichsten bemerkbar gemacht. Zu den erfreulichsten Ereignissen dieser Art gehört die Errichtung des meteorologischen Observatoriums auf dem Brockengipfel. Bisher waren der Ben Nevis an der Nordküste von Schottland und der Säntis die Flügelstationen zur Beobachtung des für uns wichtigsten Gebietes der allgemeinen Luftcirkulation, jetzt ist zwischen beiden als eine dem Ben Nevis mindestens gleichwertige Station der Brocken eingeschoben. — Schon früher wurden auf dem Brocken von Laien meteorologische Beobachtungen angestellt, so von 1836 bis 1853 von Brockenwirt Nesse, dann von seinem Nachfolger 1854 bis 1857 und 1866 bis 1867. Abgesehen davon, daß solchen Laienbeobachtungen die unbedingt nötige Zuverlässigkeit fehlt, haben seitdem die Beobachtungsmethoden und vor allem die Beobachtungsinstrumente so bedeutende Verbesserungen erfahren, daß die genannten früheren Beobachtungen wissenschaftlich wenig zu verwerten sind. In Ermangelung einer Station auf dem Brocken hatte man auch versucht, ihm von fern beizukommen. So hat Professor Hertzer dreißig Jahre hindurch (von 1853 bis 1882) mit größter Sorgfalt tagtäglich von Wernigerode aus die Bewölkung des Brockens notiert. Darnach hatte der Brockengipfel jährlich 271 Nebeltage, die Stadt Wernigerode nur 20, Klausthal 100. Der Brockengipfel war morgens häufiger bedeckt als abends, 169 Tagen mit wolkenfreiem Abend stehen 132 Tage mit wolkenfreiem Morgen gegenüber. Mit viel Mühe und Scharfsinn hat hieraus noch vor drei Jahren Professor Hertzer Schlüsse zur Bestimmung der allgemeinen meteorologischen Verhältnisse auf dem Brocken gezogen. Alle solche schwierigen und dabei doch unsicheren Untersuchungen sind nun überflüssig geworden. Nachdem vom Dezember 1893 bis Anfang März 1894 auf Anregung des königlich preußischen meteorologischen Instituts Vorversuche angestellt worden waren, die unzweifelhaft für die Notwendigkeit der Anlage einer Station erster Ordnung sprachen, vereinigten sich die preußische Regierung, der Eigentümer des Brockens, Fürst von Stolberg-Wernigerode, und namhafte Meteorologen zur Durchführung des Unternehmens, das mit der Errichtung der Station am 1. Oktober vorigen Jahres seinen erfreulichen Abschluß fand. — Das Observatorium lehnt sich, drei Stockwerke hoch, dem Nordende des Brockenhauses an. Der unterste Raum ist Wohnung des ständigen Beobachters, der darüber liegende ist für besuchsweise sich aufhaltende Meteorologen bestimmt, das erste Stockwerk der mit den Apparaten ausgestattete eigentliche Beobachtungsraum. Das Dach ist flach und trägt die ebenfalls mit Instrumenten ausgestattete englische Hütte. Die aus Fachwerk bestehenden Wände schließen wärmeerhaltende Hohlräume ein, nach außen sind sie mit Dachpappe und Brettern, nach innen mit Holz und Linoleum bekleidet. Die Instrumente und selbstthätigen Apparate sind nach dem Muster anderer bewährten Hochstationen aufgestellt. Zur Orientierung in stürmischen Nächten stehen dem Beobachter elektrische Glühlampen mit Taschenakkumulatoren zur Verfügung. Was sonst zum Aufenthalt in einer winterlichen Einsiedelei nötig ist, Werkzeuge, Medikamente, Bücher und dergleichen, sind selbstverständlich vorhanden. Für Speise und Trank sorgen die Verwalter des Brockenhotels. — Der Wert der Station besteht zunächst in der Vergleichung der Beobachtungen daselbst mit denen der zahlreichen Stationen am Fuße des Harzes: Forsthaus Scharfenstein (4 Kilometer vom Brocken entfernt, 615 Meter hoch), Klausthal (18 Kilometer entfernt, 592 Meter hoch), Ilsenburg (7 Kilometer entfernt, 280 Meter hoch), Göttingen (75 Kilometer entfernt, 150 Meter hoch), Magdeburg (80 Kilometer entfernt, 57 Meter hoch) und andere mehr. Auf diese Weise wird man in der Lage sein, sich über die Verteilung der meteorologischen Elemente innerhalb der untersten 1100 Meter einer Luftbewegung zu unterrichten. Damit ist aber die Bedeutung der Station noch lange nicht erschöpft. Ein Blick auf die Karte der Zugstraßen der barometrischen Minima genügt, um den hohen Wert der Brockenstation zu erkennen. Die meisten Minima ziehen nördlich an uns vorüber von West nach Ost. Für diese, das Wetter Zentraleuropas bestimmenden Zugstraßen fehlte es bis jetzt an einer, an ihrer südlichen Grenze gelegenen Beobachtungsstation. Betrachten wir hier nur eine derselben. Auf der im Südwesten der britischen Inseln beginnenden und über das Skagerrack oder die Holländer Bucht nach Finnland in das Weiße Meer führenden Zugstraße bewirken die im Sommer und Herbst auf ihr ziehenden Minima für unsere Gegenden raschen Witterungswechsel, zuerst starke Erwärmung, nachher ebenso starke Abkühlung, starke Bewölkung, große Regenwahrscheinlichkeit und in der wärmeren Jahreszeit häufige und umfangreiche Gewittererscheinungen. Einige unserer schwersten Stürme bewegten sich auf dieser Zugstraße. Wie wichtig ist es, daß jetzt beim Eintritt des Brockens in das herannahende Minimum diese Wettererscheinungen vorauserkannt werden können! Von wie großer Bedeutung für die Erkenntnis der gesamten Luftbewegung dieses Gebietes wird es sein, die gleichzeitig an der Süd- und Nordgrenze der Zugstraßen angestellten Beobachtungen vergleichen zu können! Auch zur Aufklärung mancher lokalen Erscheinung wird das Observatorium beitragen. Eine vielen Brockenbesuchern bekannte Erscheinung ist das „Brockengespenst". Bei Aufgang und Untergang der Sonne werden auf einer an der entgegengesetzten Seite liegenden Nebelwand Schattenbilder von Menschen und Gegenständen auf dem Brockengipfel entworfen, die sich mit zu- oder abnehmender Entfernung der Nebelwand verkleinern oder vergrößern. Vollständig erklärt ist diese Erscheinung noch nicht. Vor wenigen Jahren erst haben die Franzosen Lancastle und Monchamp „künstliche Brockengespenster" erzeugt, indem sie bei dichtem Nebel des Abends an die Fenster traten, während im Innern des Zimmers eine Lampe brannte. Alsbald projicierten sich die Schatten der Beobachter, von einem Lichtschein umgeben, auf dem Nebel. Der Engländer Clayden projicierte seinen Schatten auf die Nebelschicht durch Kalklicht. Direkte Messungen, Schätzungen und photographische Aufnahmen ergaben ganz verschiedene Bestimmungen des Schattenabstandes. Die Schwierigkeit einer Theorie des Brockengespenstes beruht zumeist darin, daß die Projektionsfläche des Schattens nicht eine Ebene, sondern eine konkave Fläche ist. Auch manche durch die Erfahrung sanktionierte Wetterregel, wie das volkstümlich gewordene: „Morgens blau, abends grau, ist des Brockens Regenschau", wird durch die meteorologischen Beobachtungen nicht nur ihre Bestätigung, sondern auch ihre Begründung finden. Dr. W. St.

Die Katharinenkirche zu Oppenheim. Wer, sei es auf dem Rhein, sei es mit der Eisenbahn, von Worms nach Mainz reist, dem fällt etwa in der Mitte des Weges am linken Rheinufer ein Städtchen auf, das sich malerisch am Abhang eines steilen Hügels hinzieht. Da und dort lugen, zum Teil von Epheuranken bedeckt, stattliche Reste alter Festungswälle hervor, und auf der Höhe stellen sich uns die kahlen Mauern einer umfangreichen Ruine dar. Was aber dem Reisenden am meisten ins Auge fällt, das ist — die umgebenden Gebäude hoch überragend — eine stolze gotische Kirche, deren wuchtige Verhältnisse in einem auffallenden Gegensatz stehen zu der Ausdehnung des Städtchens selbst, so daß man unwillkürlich fragt: Wie kommt dieser prächtige Dom an diesen Ort? Die Antwort lautet einfach: Diese nach der heiligen Katharina benannte Kirche und die Ruine des ehemaligen Kaiserschlosses „Landskron" da droben sind so ziemlich alles, was der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim aus der Zeit ihres Glanzes geblieben ist. Wären die beiden nicht, der Ort würde sich kaum von einem der gewöhnlichen Landstädtchen unterscheiden; und doch hat er ehemals Kaiser und Könige in seinen Mauern gesehen, und die Vertreter seiner Bürgerschaft haben gleichberechtigt neben denen von Köln und Straßburg gesessen, denn Oppenheim mit Mainz und Worms haben unterm 12. Juli 1254 den Vertrag abgeschlossen, aus welchem der rheinische Städtebund hervorgegangen ist. Damals und zwei bis drei Jahrhunderte später paßte die Katharinenkirche zu ihrer Umgebung; denn hoch und stolz ragten die Türme der Landskrone in die Luft. Der Charakter als Reichsstadt brachte jedoch Oppenheim keinen sonderlichen Vorteil, denn die Kaiser, bei der schlechten Finanzverfassung des alten Reiches, mußten das Geld nehmen, wo sie es fanden. Eines der gewöhnlichsten Hilfsmittel, wenn Not an den Mann ging, war die Verpfändung der Reichsstädte und Reichsgüter. So kam auch Oppenheim aus einer Pfandschaft in die andere und schließlich 1378 durch König Wenzel an Ruprecht von der Pfalz. Es blieb nun eine pfälzische Stadt bis zum Untergang des rheinischen Kurstaats. Erwähnt sei, daß Kaiser Ruprecht 1410 auf seinem Schlosse Landskron starb. War auch Oppenheims Wohlstand in dieser Zeit erheblich gesunken, so erfolgte doch sein gänzlicher Niedergang erst durch die Raubscharen Ludwigs XIV. Mehr als zwölfhundert Städten und Dörfern zu beiden Seiten des Rheins war der Untergang zugedacht. Am 28. Januar 1688 zogen die Franzosen von Heidelberg aus, und schon am 29. abends lagen die Orte Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppelheim, Wieblingen und Neckargemünd auf dem linken Neckarufer in Asche. Am 31. wurde die Arbeit auf dem rechten Neckarufer mit Handschuchsheim, Ladenburg, Schriesheim, Dossenheim fortgesetzt. Am 16. Februar begann mit Sprengung des „dicken Turms" die am 2. März vollzogene Zerstörung Heidelbergs. Einer der entsetzlichsten Tage jener Schreckenszeit aber war der dritte Pfingsttag des Jahres 1689, der 31. Mai. Eine trübe Rauchwolke bedeckte da das weite Rheinthal von Mainz abwärts, denn Oppenheim, Worms und Speyer wurden

an diesem Tage den Flammen geopfert. Bei diesem Mordbrennen wurden denn auch das alte Pfalzgrafenschloß Landskron und die prachtvolle Katharinenkirche eingeäschert. Das erstere ist bis heute nicht wieder erstanden; nackt und kahl ragen seine Wände in die Luft. Ueber dem herrlichen Bauwerk der Katharinenkirche hatte immerhin ein günstiger Stern gewaltet, indem nur das Holzwerk des Daches und Turmes verbrannte, das feste Mauerwerk dagegen dem zerstörenden Einfluß des Feuers widerstand. Diesem Umstand ist es auch zu danken, daß ein großer Teil der prachtvollen Glasmalereien erhalten geblieben ist, der jetzt, nachdem das Gotteshaus aus seinen Trümmern wieder erstanden ist, den Beschauer entzückt. Aber welchen Anblick bot das Gebäude nach der Katastrophe fast zweihundert Jahre lang! Nachdem die Trümmer lange Zeit dem zerstörenden Einfluß der Witterung schutzlos preisgegeben gewesen, entschloß sich die verarmte Gemeinde, das Gebäude durch ein Notdach wenigstens einigermaßen vor dem gänzlichen Verfall zu schützen und seinem Zwecke zu erhalten. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, als der Wohlstand anfing sich zu heben, begann man an eine Wiederherstellung der Kirche zu denken. Doch bald kam man zu der Ueberzeugung, daß auch bei der größten Opferwilligkeit des Einzelnen die Kräfte der Gemeinde nicht ausreichten, das Zertrümmerte dem künstlerischen Werte des Bauwerks entsprechend zu erneuern. Man begnügte sich deshalb damit, die Schäden im Innern, die man nicht heilen konnte, durch eine Tünche zu überdecken und die wertvollen Glasmalereien zu erhalten und nach den vorhandenen Resten zu ergänzen — immerhin ein verdienstliches Thun. Am Aeußern des Gebäudes arbeiteten indessen die zerstörenden Einflüsse von Wind und Wetter ungestört weiter. Erst dem nationalen Aufschwung, welchen die Jahre 1870 und 1871 im Gefolge hatten, und dem Wiedererwachen eines lebhaften Interesses für mittelalterliche Kunst war es zu danken, daß hier Wandel geschaffen wurde. Es bildete sich nun ein Bauverein; Sammlungen wurden veranstaltet, und als auch die hessische Kammer, sowie der deutsche Reichstag namhafte Summen hiezu verwilligten, da waren die Mittel vorhanden, um mit frischem Mute ans Werk zu gehen. Die Leitung des Bauwesens wurde dem Dombaumeister Freiherrn Dr. F. v. Schmidt in Wien übertragen, welcher die Ausführung seinem Sohne, dem Prof. Freiherrn H. v. Schmidt in München überließ, einer Kraft, die ihre Probe bereits bestanden hatte. Nach Ablauf von kaum elf Jahren und mit einem Aufwand von etwa 520,000 Mark ist so das herrliche Bauwerk wieder erstanden, das man mit Recht als eine Perle unter den Bauwerken der rheinischen Städte bezeichnen dürfte, denn so stolz und herrlich auch die Dome sind, die sich in dem Rheinstrom spiegeln, und wie gewaltig ihre Türme zum Himmel streben, schöner in ihrer Gesamtwirkung, künstlerisch vollendeter in der Ausbildung ihrer Einzelheiten, von höherem Wert für die Kunstgeschichte ist wohl keins dieser Bauwerke als die Katharinenkirche in Oppenheim. Aus der ursprünglichen Baugeschichte dieses Domes sei kurz folgendes hier erwähnt: An der Stelle, wo jetzt die Katharinenkirche steht, erhob sich früher eine um 1150 erbaute romanische Kirche, von welcher noch die unteren Teile der Türme vorhanden sind; an diese erbaute man von 1262 an ein dreischiffiges Langhaus im reichsten gotischen Stile jener Zeit; der Grundstein soll durch Richard von Cornwallis gelegt worden sein. Wie deutliche chronistische Anzeichen schließen lassen, haben Kölner Bauleute das Werk geschaffen. Am Langschiff befindet sich im unteren Teile die Jahreszahl 1317, und verschiedene Anhaltspunkte am oberen Teile der Südfassade lassen auf die Jahreszahl 1322 schließen. Etwas später baute man dem Langschiff in genialer Weise ein Querschiff mit einem von vier schlanken Säulenbündeln getragenen Vierungsturm ein. Der Westchor, welcher eine besondere sogenannte Stiftskirche bildete, wurde zwischen 1400 und 1439 erbaut. Dieser Teil der Kirche, in welchem das Herz Friedrich V. von der Pfalz beigesetzt ist, wie eine gelegentlich der Wiederherstellungsarbeiten gefundene Inschrift besagt, wurde nur mit einem Dach versehen, sonst aber im alten Zustand belassen, da er — streng genommen — nicht zur eigentlichen Katharinenkirche gehört und auch die vorhandenen Mittel nicht ausgereicht haben würden, um denselben in die Wiederherstellungsarbeiten hereinziehen zu können. Vielleicht findet ein nachfolgendes Geschlecht im Ausbau auch dieses Teils eine willkommene Aufgabe. M. v. G.



Die Katharinenkirche zu Oppenheim in früherer Zeit. (Mit Text.)



Die Nerven des Spekulanten. Arzt: „Worüber klagen Sie?" — Patient: „Ueber die Nerven; die kleinste Kleinigkeit regt mich auf: ich brauche bloß einmal in Konkurs zu kommen, — gleich bin ich nervös!"

Unzeitgemäß. Allem Anscheine nach haben die Armenier ihre Sache verkehrt angepackt; insbesondere der Aufstand in Zeitun erfolgte sehr zur Unzeit.

Furchtlos. Arzt (der von einem Herrn tödlich beleidigt wurde): „Diese Beschimpfung sollen Sie mir mit dem Leben bezahlen!" — Herr: „Leere Drohung! Sie glauben doch nicht, daß ich mich von Ihnen werde behandeln lassen!"

Herzensgüte Kaiser Friedrichs. Im Schulgarten zu Langensulzbach im Elsaß liegt ein Schlesier, der Lehrer Püschel, welcher bei Wörth an seinen Wunden starb, begraben. Er war der einzige Sohn armer Eltern, die gern den Ort besucht hätten, wo ihr Kind zur ewigen Ruhe gebettet war, wenn ihnen die Reisemittel nicht gefehlt hätten. — Als der damalige Kronprinz Friedrich das erfuhr, schickte er dem Vater sogleich vierzig Thaler Reisegeld, und bald darauf standen die alten Eltern im Schulgarten zu Langensulzbach und weinten sich aus am Grabe ihres geliebten Sohnes. K.

Der erste Bischof in Amerika war der edle Las Casas, 1474 in Sevilla geboren, jedoch von französischer Abkunft. Sein Vater Antonio war im Jahre 1493 mit Kolumbus nach Amerika gegangen und 1498 reich zurückgekommen. Aber edlere Schätze hatte währenddem sein Sohn Bartholomäo zu Salamanca gesammelt, wo er mit Eifer seinen Geist ausbildete. Er hatte auf der Universität einen indianischen Sklaven zum Diener, den er entlassen mußte, als die fromme Isabella befahl, daß alle indianischen Sklaven in ihr Vaterland zurückgebracht werden sollten. Auf Las Casas machte dieses Ereignis tiefen Eindruck, er wurde von Mitleid für die armen Indianer ergriffen und sein Leben war von nun an ihnen geweiht. 1502 ging er nach Amerika; er sah mit eigenen Augen die Grausamkeiten, welche an den Eingeborenen begangen wurden, und die ganzen sechzig Jahre seines folgenden Lebens bis in sein hohes Alter versuchte er alles, um die Leiden der Eingeborenen zu mindern. Mit christlicher Milde durchzog er als Missionär die wilden Gegenden der neuen Welt nach allen Richtungen, versuchte die Eingeborenen zu bekehren und zu civilisieren. Er reiste verschiedenemale nach Spanien, um sie zu verteidigen und zu beschützen und that dies,

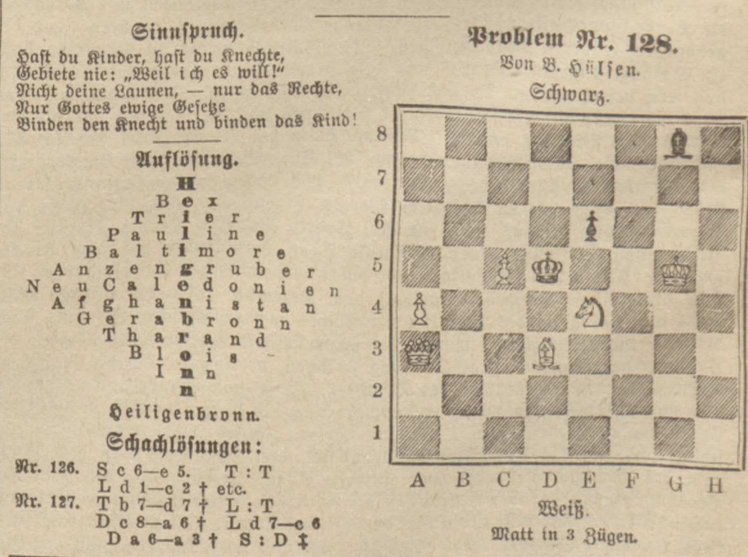


nicht nur furchtlos, sondern mit der Kühnheit und Beharrlichkeit eines Apostels. Er wußte selbst am Thron diejenige Sprache zu führen, die einem Menschenfreunde geziemt. Er gründete das Bistum von Chiapa und starb im hohen Alter von 96 Jahren. Sein Leichnam ruht zu Madrid in dem Kloster der Dominikaner von Atocha, welchem Orden der edle Kirchenfürst angehörte. St.

Gemeinnütziges

Wespenvertilgung. Jede im März und April sichtbar werdende Wespe ist das, was die Königin im Bienenvolke ist, die Stamm-Mutter der künftigen Wespenkolonie und der sich von dieser wieder abzweigenden Kolonieen. Wer da zur rechten Zeit ein Wespenweibchen tötet, tötet in ihr die Keime von tausenden von Wespen! Man setze einen Preis von 10 Pf. auf jede im März eingelieferte Wespe aus und man steht sich dabei billig und kommt zu seinem Zwecke. Zu bemerken ist, daß man Wespen aber nur da bekämpfen soll, wo sie wirklich als schädliche Insekten auftreten: in Weinbergen, Obstgärten, an Bienenstöcken. In Waldungen schaden sie nicht!

Waldmeister im Garten. Um immer frisches Waldmeisterkraut zur Bereitung von Weinbowlen ꝛc. zur Hand zu haben, giebt es nichts Praktischeres, als sich eine kleine Anzahl Waldmeisterpflanzen im Garten zu ziehen. Der Waldmeister gedeiht an schattigen Stellen sehr leicht, auch kann man ihn unter Stachelbeerbüschen und in die Ziersträucheranlagen pflanzen, wo er recht gut fortkommt. Will man ihn unter Ziersträucher anpflanzen, so ist der Boden zuvor etwas zu lockern. Die Pflanzweite ist eine beliebige, doch enger wie 15 Centimeter soll man nicht pflanzen, damit sich die Pflanzen besser ausbreiten können. Da Waldmeisterkraut nicht überall frisch zu haben ist, und in den Ziersträucheranlagen unter dem Gebüsch gewöhnlich nichts angebaut wird, so ist der Waldmeister, zumal er auch eine recht hübsche Zierpflanze ist, zum Bepflanzen der leeren Stellen wie geschaffen.



Sinnspruch.

Hast du Kinder, hast du Knechte,
Gebiete nie: „Weil ich es will!"
Nicht deine Launen, — nur das Rechte,
Nur Gottes ewige Gesetze
Binden den Knecht und binden das Kind!

Auflösung.

H
Bex
Trier
Pauline
Baltimore
Anzengruber
NeuCaledonien
Afghanistan
Gerabronn
Tharand
Blois
Inn
n

Heiligenbronn.

Schachlösungen:

Nr. 126. S c 6—e 5. T : T
L d 1—c 2 † etc.
Nr. 127. T b 7—d 7 † L : T
D c 8—a 6 † L d 7—c 6
D a 6—a 3 † S : D ‡

Problem Nr. 128.

Von B. Hülsen.

Schwarz.

Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.